

Ber. z. dt. Landeskunde	Bd. 66, H. 1, 1992, S. 75—144	Trier
-------------------------	-------------------------------	-------

Hans GEBHARDT, Tübingen, Paul REUBER, Klaus SACHS, Günther SCHWEIZER, Bernd-Achim STEGMANN, Günter WEISS und Klaus ZEHNER, Köln

Heimat in der Großstadt.

Räumliche Identifikation im Verdichtungsraum und seinem Umland (Beispiel Köln)

Die folgenden Beiträge geben, in leicht veränderter Form, Vorträge wieder, die auf der Tagung „Regionale und lokale Identifikation“ vom 18.—20. April 1991 in Köln gehalten wurden. Diese Studien entstanden im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes unter der Leitung von Günther SCHWEIZER, Hans GEBHARDT und Klaus ZEHNER. Das Forschungsprojekt war eine Gemeinschaftsarbeit im besten Sinne. Viele der hier vorgelegten Gedanken lassen sich nicht einem bestimmten der Autoren zuordnen, sondern sind in gemeinsamer Diskussion aller Projektmitarbeiter entwickelt worden. Auch Studierende des Geographischen Instituts der Universität zu Köln haben durch Erhebungen im Rahmen zweier Geländepraktika zu den Ergebnissen beigetragen.

Wenn im folgenden einzelne Autoren für bestimmte Beiträge zeichnen, so bedeutet dies, daß diese den Text, jedenfalls in seiner Substanz, verfaßt haben und, im Falle empirischer Untersuchungen, diese hauptverantwortlich durchgeführt haben. Sowohl von den methodischen Ansätzen her wie auch vom Inhalt und den Ergebnissen möchte die Arbeit sich jedoch als Gemeinschaftswerk aller oben genannten Autoren verstanden wissen.

1. Räumliche Identifikation im Verdichtungsraum als geographisches Thema

von Hans GEBHARDT, Tübingen

„Heimat“ hat seit etwa einem Jahrzehnt in der Öffentlichkeit, den Medien und auch in wissenschaftlichen Publikationen eine (noch) ungebrochene Konjunk-

tur¹. Diese erstaunliche Renaissance eines zeitweise für „abgewirtschaftet“ gehaltenen Begriffs wird meist als Folge einer zunehmend als „komplex“ und „turbulent“ empfundenen Umwelt interpretiert (EMERY/TRIST 1965, zit. n. BAUSINGER 1980, 20; LUHMAN 1973). In einer durch Rationalisierung und Funktionalisierung immer weiterer Alltagsbereiche geprägten Lebenswelt wird „Heimat“ offensichtlich als Gegengewicht gebraucht (BAUSINGER 1980; KOHLI 1986). WEICHHART (1990) und HASSE (1989) deuten die neuerwachte Heimat-Sehnsucht denn auch als postmodernen Reflex auf die Bindungslosigkeit der „Moderne“. „Gerade jene Strukturen der Moderne, die 'Heimat' verhindert haben, (sind) dafür verantwortlich . . ., daß als gleichsam emanzipatorische Gegenposition, Antwort und Widerspruch die Identifikationspotentiale territoria-ler Bindungen neu belebt werden“ (WEICHHART 1990, 27 f.).

1.1 Großstadt und Heimat — ein unvereinbarer Gegensatz?

Allerdings wird selbst in jüngeren Arbeiten nicht selten die These vertreten, daß primär der ländliche Raum heimat- bzw. identifikationsfähig sei². Dieser über die Jahrzehnte durchaus stabile Topos fügt sich in die Tradition einer latenten „Großstadtfeindlichkeit“ der Geographie, die KOST (1989) jüngst herausgearbeitet hat. Seit der Industrialisierung mit ihrem ausufernden Städtewachstum und der dadurch ausgelösten regionalen Mobilität breiter Bevölkerungsschichten werden „Heimat“ und „Großstadt“ als letztlich unvereinbarer Gegensatz empfunden. Der Großstadt als „unorganischem Gebilde“, als Zentrum von Massenkultur und sozialer Desorientierung, wird als Idealbild die agrarisch-dörfliche Gemeinschaft gegenübergestellt (KOST 1989, 161 f.).

Eine ausgeprägte Abwertung städtisch-industrieller Kulturformen als „heimatlos“ und „unsittlich“ findet sich in der Kulturgeographie und der politischen Geographie seit der Jahrhundertwende. So beschrieb C. RITTER die Stadt als „die aller künstlichste Frucht, welche die Erde trägt“ (zit. nach HELLPACH 1952, 1). RATZEL sah in seiner geographischen Stadtanalyse ein Leben „dicht zusammenge- drängt wie Menschen in Stadthäusern“ als Keimzellen von Lebensfeindlichkeit und „Raumnot“ (RATZEL 1901, 53 f.), eine Tendenz, die sich in der politischen Geographie und Geopolitik in den zwanziger und dreißiger Jahren verhärtete.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden „Heimatlosigkeit“ und eine latente Aversion gegen die Großstadt in der Regel eingegrenzt auf die jüngere städtebau-liche Nachkriegsentwicklung, deren zahllose Bausünden einer solchen Sicht immer wieder Nahrung gaben. Der neuen „Unwirtlichkeit unserer Städte“ (MITSCHERLICH 1965) wurde die alte „Wirtlichkeit“ traditioneller städtischer Lebensformen gegenübergestellt.

„Wer an einem Herbsttag durch Amsterdam oder im Dezember durch Arles und Venedig wandert, spürt das Unverwechselbare dieser Gebilde, ob jemand hingegen die Wohnsilos von Ludwigshafen oder von Dortmund vor sich hat, weiß er nur, weil er da- oder dorthin gefahren ist. Die gestaltete Stadt kann 'Heimat' werden, die

bloß agglomerierte nicht, denn Heimat verlangt Markierungen der Identität eines Ortes“ (MITSCHERLICH 1965, 10 f.).

Diese Rückwärtsgewandtheit des Heimatverständnisses im ZEITLICHEN und eine auf ländliche Umwelten gerichtete Betrachtung im RÄUMLICHEN wird erst in jüngerer Zeit abgelöst durch eine stärker gegenwartsbezogene Auseinandersetzung mit „HEIMAT“ und räumlicher Identifikation, auch im städtischen Raum. Auslöser eines neu entstandenen oder wieder belebten Bewußtseins räumlicher Bindung und Zusammengehörigkeit sind dabei nicht selten regionale Planungs- bzw. Flächennutzungskonflikte. GEIPEL (1987) und WIRTH (1988) erinnern hier zu Recht an Bürgerinitiativen im Kampf gegen „noxious facilities“ wie Kernkraftwerke, Flughafenerweiterungen oder an Flächennutzungskonflikte im innerstädtischen Raum (Folgenutzung von Industriebrachen etc.). Solche Auseinandersetzungen können über ihre solidaritätsstiftende Funktion hinaus bei Stadtbewohnern auch zu einem neuen Verständnis für räumliche Zusammenhänge führen³.

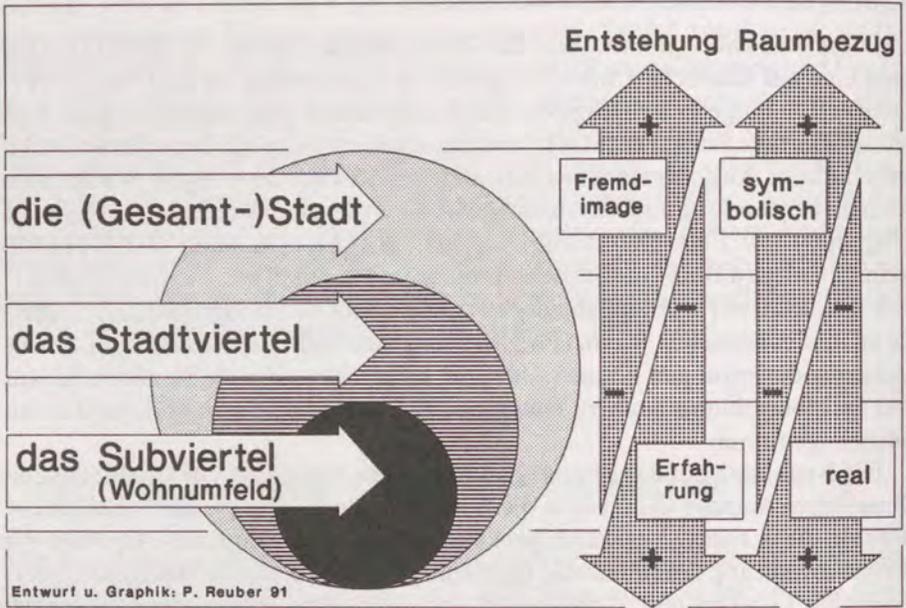
Die Besinnung auf das Einmalige und auch Begrenzte lokaler Qualitäten und Ressourcen mündet dann ein in die Forderung nach einer primär „endogenen“ Politik, die in relativ kleinräumigem Kontext. . . den qualitativen Aspekten der Lebensgestaltung dominierende Bedeutung“ zumißt und sich anschickt, „unerwünschte Disparitäten. . . abzubauen und gleichzeitig erwünschte Differenzierungen und regionale Eigenständigkeit und Entscheidungsfähigkeit aufzubauen“ (BRUGGER 1982, 162).

1.2 Maßstabsebenen räumlicher Bindung in der Großstadt

Für große Verdichtungsräume ist eine Wahrnehmung und Bewertung, die über die Reproduktion letztlich austauschbarer Klischees und Images hinausweist, kaum mehr möglich. Das Bild der Großstadt schwimmt auch in der Vorstellung seiner Bewohner immer mehr zu einem „Siedlungsbrei“. Das architektonisch bedingte Verschwinden „erlebbarer Mitten“ führt zu einer Aufspaltung des städtischen Raumes. Das Gebiet, in dem man sich, wenn überhaupt, zuhause fühlt, wird deutlich kleiner. Individuelle Stadtwahrnehmung und standortbezogene Bindung spielen sich dann auf der Ebene kleinräumiger Wohnumwelten, Nachbarschaften, Stadtviertel, historisch gewachsener „Siedlungen“ ab. Bereits administrativ abgegrenzte Stadtbezirke sind nur noch in Ausnahmefällen soziale, kommunikative oder aktionsräumliche Territorien ihrer Bewohner, wie ZEHNER (1987) für ausgewählte Kölner Stadtviertel nachweisen konnte.

Im lokalen Maßstab gewinnt auch die räumliche Komponente — Standorte, Baulichkeiten, Straßenmöblierung, Aktionsräume im Alltag — wieder einen deutlicher erkennbaren Einfluß, während auf der Ebene der Regionen oder gar der Nationen an die Stelle der originären Anschauung das Image tritt. WEICHART (1990, 77) betont zu Recht, daß zumindest aus der Perspektive des Individuums die *lokale Maßstabsebene* als primäre Referenzgröße wirksam ist,

Abb. 1: Maßstabsebenen räumlicher Bindung in der Großstadt



während auf der regionalen oder gar staatlichen Ebene Bindung allenfalls durch Übertragung der lokalen Erfahrungen wirksam wird.

Gerade die „lokale Ortsbindung“ wird damit zu einem originär geographischen Thema. Die „räumliche“ Komponente zeigt sich sicher weniger im Vorhandensein abgrenzbarer „Wahrnehmungs-“ oder „Identifikationsräume“ — HARD (1987c) verweist zu Recht darauf, daß diese eher soziale Konstrukte darstellen, Ideologien im Dienste politischer und wirtschaftlicher Interessen, denn Bestandteile des Bewußtseins. Sie zeigt sich aber in aktionsräumlichen Netzen und der Fähigkeit, sich im Raum sozial und emotional zu orientieren und „einzurichten“.

1.3 Räumliche Images und lokale Ortsbindung in Köln

Wenn sich Literaten, Musiker und bildende Künstler mit Köln als Stadt, mit Köln als Heimat auseinandersetzen, tauchen einige immergleiche Topoi auf, diese Stadt zu charakterisieren: Köln als häßliche Stadt, als Unterschicht-Stadt eines „merkwürdigen städtischen Proletariats“ (BÖLL 1990, 184), aber auch als lebenswerte Stadt, der das „Großstädtische“ abgehe, „gemütlich wie ein Wohnzimmer, nicht ganz so sauber, ein bißchen verkommen, aber man könnte darin spazierengehen“ (ebd.). Die Auseinandersetzung Heinrich BÖLLs mit seiner Vaterstadt ist hier bezeichnend:

„Das zerstörte Köln hatte, was das unzerstörte nie gehabt hatte: Größe und Ernst . . . Köln war nie so recht Großstadt, immer Stadt“. Oder an anderer Stelle, in einer Arbeit mit dem bezeichnenden Titel „Köln eine Stadt — nebenbei eine Großstadt“ schreibt BÖLL: Köln verbindet „die Vorzüge eines Dorfes mit den Reizen einer Stadt . . . : sie besteh(t) aus Vierteln, Quartieren, oder Faubourgs, die sich, um ein Zentrum gruppiert, ihre Eigenart bewahrt haben, und es gibt Leute in Köln, die zehn Minuten vom Dom wohnen, aber 'in die Stadt gehen', wenn sie sich ins Zentrum begeben“ (BÖLL 1989).

Diese substädtische Komponente, das in Kölscher Mundartliteratur und Volksmusik immer wieder besungene „Veedel“, gilt in der Tat im Volksmund als typisch für Köln. „Et schönste wat m'r han schon all die lange Jahr es unser Veedel“, singt die bekannte Kölner Gruppe „Bläck Fööss“ als immer wieder geforderte Zugabe am Ende ihrer Konzerte, und liefert im Text die identifikatorische Funktion solchen Veedelbewußtseins gleich mit: „denn he hält m'r zosamme ejal, wat och passeet“. Historisch spielt für die Entwicklung und Stabilisierung solcher substädtischen Komponenten die über die Jahrhunderte stabile räumliche Organisation in Pfarrbezirke und „Sprengel“ eine nicht zu unterschätzende Rolle, zu der H. BÖLL schreibt:

„Köln liegt da, wo ich die Unbekannten kenne, hat Kirchen und Brücken und viel Geschichte, . . . mittelalterliche Baumeister bauten die romanischen Kirchen, die viel kölnischer sind als der Dom . . .“

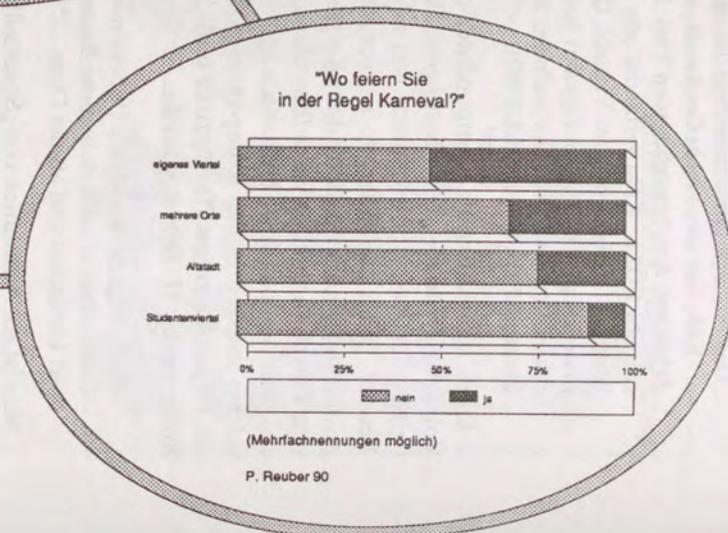
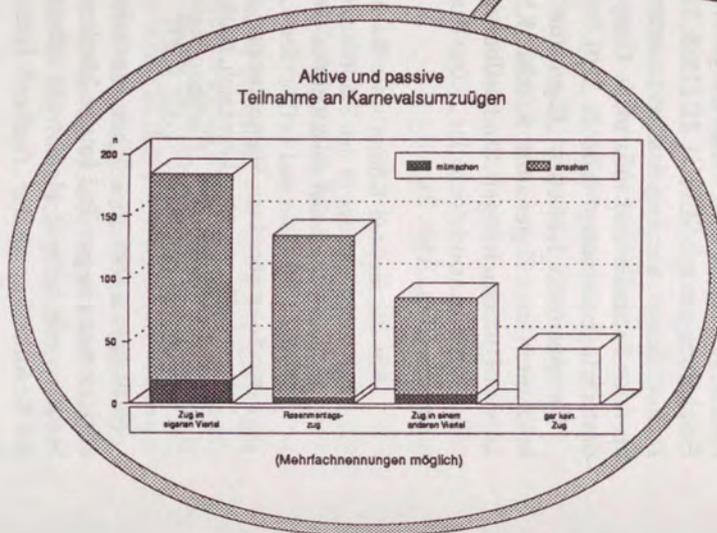
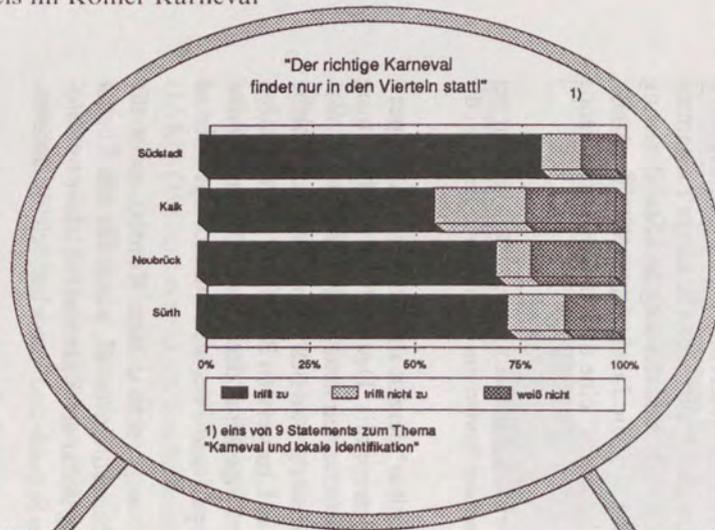
Nun ist ein Aufblühen von „Stadtteilkultur“ derzeit alles andere als kölnspezifisch. In vielen Großstädten der Bundesrepublik Deutschland werden emsig Straßen- und Stadtteilstände organisiert, erscheinen neue Stadtteilzeitungen, machen neue Vereine oder lokale Bürgerinitiativen von sich reden. Man kann solche Erscheinungen mit SCHULZE (1989, 319 f.) unter den Begriff der „segmentären Kultur“ fassen, als „regional verbreiteten Eigensinn, der sowohl Organisationen als auch formelle und informelle Gruppen und Personen durchdringt oder zu durchdringen vermag“ (ebd. S. 320).

Als spezifisch Kölscher „Eigensinn“ werden in diesem Kontext meist die bekannten drei K genannt: Kirche, Klüngel, Karneval, wobei für das Thema unserer Untersuchungen, Stadtteilbezug, sicher der Karneval mit seiner traditionellen Organisationsform der „Kölschen School- und Veedelszööch“ am interessantesten ist (s. Abb. 2).

„Für die meisten Kölner wäre Karneval nur halb so schön, wenn es nicht die Fastnachtsumzüge in den Stadtvierteln gäbe. Hier hat das tolle Treiben noch am wenigsten von seiner alten Kraft verloren“, schreibt HAAGE in seinem Beitrag zum Merian-Heft Köln und er fährt fort: „Ganz besonders in ihren oft vom Vater auf den Sohn vererbten Stammkneipen . . . erlebt man am besten, was Stadtteilstadt fastnacht heißt. . . . Man kennt sich. Natürlich in den seltesten Fällen mit Namen, aber sehr oft vom Sehen . . . Nachbarschaftskarneval — das sind die Leute. Und die sind ihr eigenes Programm.“ (ebd. S. 43).

Natürlich steckt in solcher journalistisch breitgetretenen Karnevalsduselei auch immer ein gut Teil Image-Marketing. Unsere Befragungen in vier Kölner Stadtvierteln belegen gleichwohl neben einer erstaunlich breiten Partizipation der Bevölkerung an der „fünften“ Jahreszeit (rd. 20 % sind „Mitmacher“) auch

Abb. 2: Die Rolle des Stadtviertels im Kölner Karneval



die deutliche Viertelsorientierung des Karnevals, sowohl in passiver Hinsicht („ansehen“) als auch in aktiver. „Der richtige Karneval findet nur im Viertel statt“, meinen fast 3/4 aller Befragten, und die eigenen Aktivitäten konzentrieren sich sehr deutlich auf den Zug im eigenen Viertel oder den in einem Nachbarviertel.

Solche Aspekte „segmentierter Kultur“ in Köln begründen natürlich noch keine wissenschaftliche Fragestellungen. Sie erklären aber, warum Köln und seine „Veedel“ sich als Fallbeispiel zur Untersuchung räumlicher Ortsbindung im substädtischen Maßstab unseres Erachtens besonders gut eignen.

1.4 Fragestellungen eines Forschungsprojektes zur räumlichen Bindung in Köln

Die folgenden Studien des Forschungsprojektes „Räumliche Identifikation im Verdichtungsraum und seinem Umland“ befassen sich mit Ortsbindung in Köln auf lokaler Ebene. Primäre Untersuchungsgebiete sind dabei „Veedel“ bzw. Gebietseinheiten vergleichbarer Größe im Umland, verstanden als Räume sozialer Kommunikation wie auch als „Etiketten“, als „Symbole“ räumlicher Identifikation. Ziel ist es zu prüfen, welche Rolle die lokalräumliche Ebene für die Herausbildung einer wie auch immer gearteten Ortsbindung in Großstädten zu spielen vermag.

Im Mittelpunkt der Untersuchungen stand, ähnlich wie bei ESSER (1987), die Frage, unter welchen Bedingungen sich Personen bzw. Gruppen in ihrer Wohnumgebung „zu Hause“ fühlen, wie sie diese Wohnumgebung beschreiben und möglicherweise abgrenzen, und wie sie ihre Ortsbindung definieren. Räumliche Bindung wird von uns begriffen als Resultat von Wahrnehmungs-, Entscheidungs- und Handlungsprozessen an einer „richtigen Adresse“ im Sinne von KLÜTER (1986). Bindung an einen bestimmten geographischen Raum liegt dann vor, wenn Bewohner ihren Wohnsitz freiwillig in diesem Raum behalten möchten. In Analogie zur verhaltensorientierten Industriegeographie, die betriebliche Standortwahl aus Standortqualitäten eines Raumes einerseits und Standortaffinitäten bestimmter Branchen oder Betriebstypen andererseits erklärt, lassen sich für unsere Untersuchung unterscheiden (vgl. Abb. 13 im Beitrag REUBER):

1. *Räume (Viertel), verstanden als Potential für Bindung, als „Eignungsräume“.* Möglichkeiten und Erfolgsaussichten räumlicher Bindung sind in verschiedenen Stadtvierteln unterschiedlich. Sie hängen außer von der baulichen Ausstattung und deren „Lesbarkeit“ im Sinne von LYNCH von sozialen und funktionalen Merkmalen sowie weiteren Einflußgrößen ab. Es geht auf dieser Ebene, in Anlehnung an die Ausprägungsformen räumlicher Identität bei WEICHART (1990), um räumliche Ausschnitte von Umwelt als Bereiche der alltagspraktischen Erfahrung, die individuell oder kollektiv identifiziert und benannt und in entsprechende Selbst- oder Gruppenkonzepte eingebaut werden können.

Abb. 3: Ausgangsthese des Forschungsprojektes

Ausgangsthese des Forschungsprojektes "Räumliche Identifikation im Verdichtungsraum und seinem Umland am Beispiel Köln"

1.
Räumliche Bindung ist auch im Verdichtungsraum möglich.
2.
Räumliche Bindung im Verdichtungsraum läßt sich vor allem auf der lokalen Ebene festmachen.
3.
In der Stadt Köln ist die zentrale Bezugsgröße der Stadtteil, das 'Veedel'; im Umland sind es Stadt- bzw. Gemeindeteile vergleichbarer Größe.
4.
Ortsbindung im Großstadtraum endet nicht an der administrativen Stadtgrenze. Art und Intensität räumlicher Bindung ändern sich vom Stadtzentrum zum Rand des Verdichtungsraumes.
5.
Ortsbindung in Großstadträumen ist auch für Neubürger oder Ausländer möglich.
6.
Entwicklung und Formen räumlicher Bindung unterscheiden sich von denen der Alteingesessenen.

2. *Affinitäten von Individuen bzw. sozialen Gruppen an Räume.*

Einzelpersonen und Gruppen, insbesondere bestimmte Lebenszyklus- sowie Lebensstilgruppen, haben unterschiedliche „Bindungsansprüche“. Im Sinne von KLÜTER gibt es „richtige“ oder „falsche“ Adressen für die Befriedigung solcher Ansprüche⁴.

Im folgenden werden vier empirische Teilprojekte vorgestellt, die Formen von Ortsbindung im Raum Köln auf unterschiedlicher Maßstabsebene, für unterschiedliche Bezugsräume und Bezugsgruppen untersuchen:

a) *Formen räumlicher Bindung in vier ausgewählten Stadtvierteln Kölns.*

Ausgehend von der Hypothese, daß in Köln gerade den Stadtvierteln eine besondere Bedeutung zukommt, wird der Entstehung lokaler Ortsbindung nachgegangen und es werden verschiedene Typen individueller und kollektiver räumlicher Bindung unterschieden.

- b) *Raumbezogene Bindung und Identität in den Randgebieten des Verdichtungsraumes Köln.*

Ausgehend von der These, daß sich Qualität und Intensität räumlicher Bindung gegenüber der Kernstadt verändern, werden Formen und Maßstabsebenen von Bindung und Identität in drei ausgewählten Umlandgemeinden analysiert, die hinsichtlich ihrer Lage und Zentralität verschiedene Typen repräsentieren.

- c) *Entstehung und Ausprägung von Ortsbindung bei Ausländern.*

Großstädte sind nicht nur im „emotionalen Besitz“ ihrer alteingesessenen Bewohner, sondern sie bilden einen Lebens- und potentiellen Identifikationsraum zahlreicher Neubürger. Ausgehend von der These, daß man räumliche Bindung nicht einfach „hat“, sondern sich „schafft“, wird danach gefragt, in welchen Formen sich eine solche Bindung bei türkischen und italienischen Stadtbewohnern in Köln entwickelt.

- d) *Medienanalyse ausgewählter Printmedien zum Thema räumliche Images und lokale Ortsbindung in Köln.*

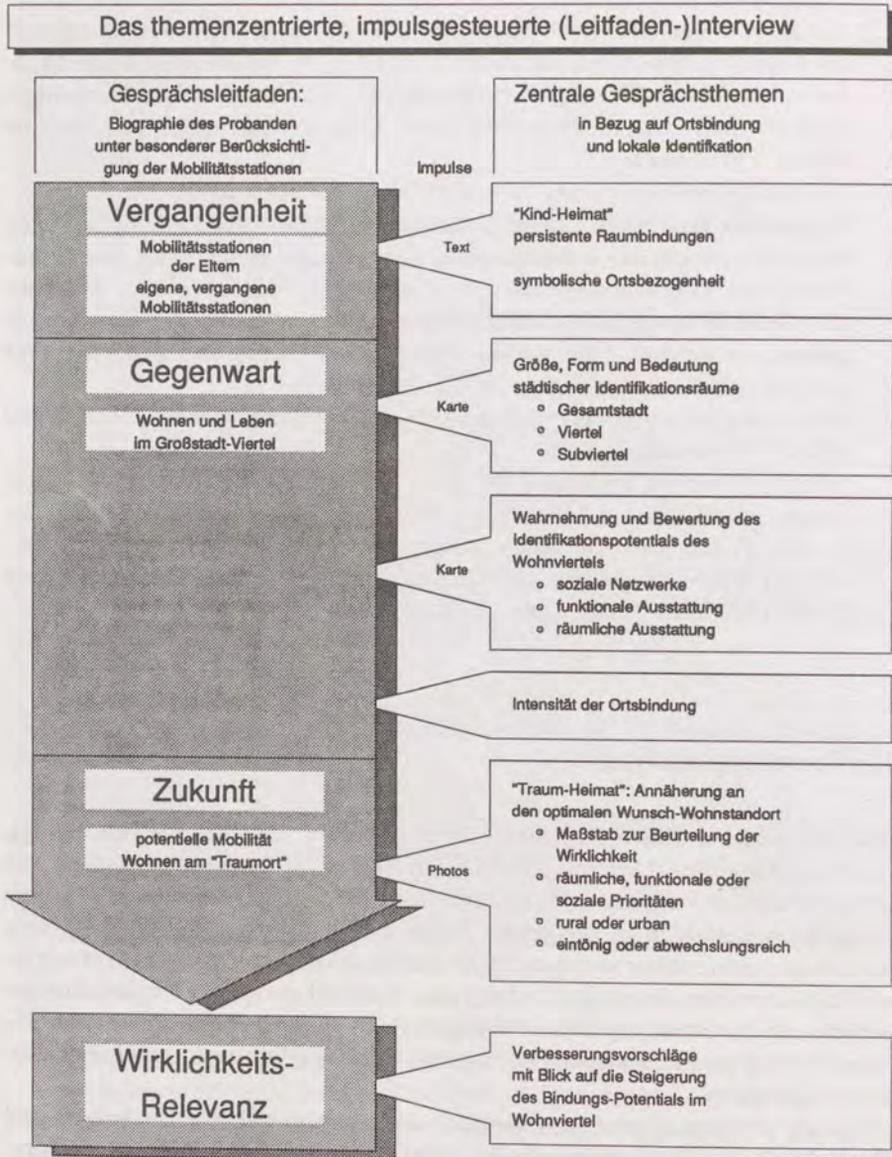
Hierbei geht es, in Ergänzung zu den empirischen Fallstudien, um die Frage, welche spezifischen Eigenschaften Kölns und seiner Teilräume durch die Kölner Printmedien vermittelt werden und welche Formen symbolischer, sozialer und emotionaler Ortsbindung in ausgewählten fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten zum Ausdruck kommen.

1.5 Forschungsmethoden

Alle Teilprojekte fühlen sich einem „Methodenmix“ (NIEDZWETZKI 1984), einem „dritten Weg“ (MEIER-DALLACH 1987, 23 ff.) zwischen quantitativen und qualitativen Verfahren verpflichtet, das heißt es ging jeweils darum, flexibel Forschungsmethoden in geeigneter Form miteinander zu kombinieren. Das Spektrum reichte dabei von quantitativ-statistischen Analysen (Erarbeitung eines Indikators für räumliche Bindung und Auswahl geeigneter Untersuchungsgebiete auf der Grundlage dieses Indikators) über gängige Formen der (mündlichen) Befragung (als Haushaltsbefragung) bis zu qualitativen und hermeneutischen Verfahren.

Gerade der Erprobung verschiedener nicht-szientistischer Erhebungs- und Darstellungsverfahren gehörte das besondere Interesse. Aufnahme und Interpretation von Biographien, Anwendung von Fotoerkennungs- und -assoziations-tests, Erhebung von „mental maps“ und Versuche, philologisch orientierte Textanalysen für geographische Fragestellungen nutzbar zu machen, sind hier vor allem zu nennen. Die insgesamt rund 600 teilstandardisierten Interviews wurden ergänzt durch zahlreiche themenzentrierte Leitfaden-Interviews, die sich vor allem auf biographische Momente konzentrierten, die mittelbar am Prozeß der lokalen Ortsbindung beteiligt sein konnten. Dieses Vorgehen ermöglichte es den Probanden, ausführlich zu einem Thema Stellung zu nehmen und dabei die Aspekte ins Spiel zu bringen, die ihnen selbst wichtig erschienen. Das zentrale

Abb. 4



Thema der „Möglichkeiten und Schwierigkeiten, sich im Wohnort zuhause zu fühlen“, wurde in die Raumbiographie der Probanden eingebettet (s. Abb. 4).

Die Auswertung der zunächst vollständig transkribierten Interviews erfolgt in ähnlicher Form wie die von WITZEL (1982) vorgestellten Interpretationsabschnitte. Die im Leitfaden festgehaltenen Problemfelder sowie die von den Befragten darüber hinaus angesprochenen Themen wurden identifiziert und im Zusammenhang mit dem gesamten Gesprächsverlauf interpretiert⁵. Anschlie-

ßend erfolgte eine vergleichende Systematisierung wie auch eine Hervorhebung individueller Gesichtspunkte. Darstellungstechnisch wurde versucht, die über mehrere Stufen „eingedickten“ Interview-Informationen in eine Form umzusetzen, die textlich wie auch graphisch darstellbar war.

Für das Projekt im Stadtgebiet Kölns wurden im Rahmen eines studentischen Praktikums 304 Probanden mit einem teilstandardisierten Fragebogen befragt. Anschließend wurden mit Hilfe eines qualitativen Gesprächsleitfadens 48 Probanden ausführlich interviewt.

Im Projekt in den Gemeinden des Verdichtungsraum-Umlandes wurden 241 Haushaltsbefragungen durchgeführt und diese dann durch 56 Leitfaden-Interviews ergänzt.

Das Ausländerprojekt verzichtete aus naheliegenden Gründen auf eine standardisierte Befragung und konzentrierte sich auf die Aufnahme von insgesamt 62 Biographien.

Solche qualitativen Verfahren wurden in allen Teilprojekten systematisch angewandt, um diesen bisher wenig praktizierten forschungsmethodischen Ansatz einmal auf breiter Ebene auf seine Tauglichkeit und Reichweite hin zu überprüfen. Trotz der äußerst zeitaufwendigen Verfahren erwiesen sich die Methoden, in Verbindung mit stärker standardisierten Verfahren, als praktikabel, wobei die Darstellung der Ergebnisse im Sinne intersubjektiv nachprüfbarer wissenschaftlicher Aussagen natürlich ein kaum lösbares Problem bleibt.

Anmerkungen

- 1 Siehe u. a. KÖSTLIN/BAUSINGER (Hrsg.) (1980), GREVERUS (1972, 1980), WEICHHART (1990).
- 2 Vgl. BAUSINGER (1980, 14): „Dieser spezifisch ländliche Gehalt hängt bis heute am Heimatbegriff, in eigentümlich verengter Perspektive wurde von den Vertretern der Heimatbewegung die Stadt lange Zeit ausgespart, wurde das Bäuerliche ideologisiert“. GEIPEL (1987) und SCHWEDT (1987) gehen davon aus, daß regionale Identifikation noch am ehesten in Peripheräräumen als „Petrefact“ eines vergangenen Zustands überlebt habe (vgl. SCHWEDT 1987, 398), während sie in Verdichtungsräumen allenfalls als „Kunstprodukt“ existiere (KÜPPER 1981, 433).
- 3 Vgl. WIRTH (1987, 271): „Bürgerinitiativen. . . , die sich in den vergangenen Jahren gegen die Planung und den Bau von Großflughäfen, Kernkraftwerken . . . gewandt haben, lassen manche gemeinsamen Züge erkennen: Zum ersten werden oft Idealismus und das persönliche Engagement einer jungen 'ökologischen Bewegung' zur tragenden Kraft . . . ; zum zweiten wird im gemeinsamen Protest nicht selten das Bewußtsein regionaler Zusammengehörigkeit wiederbelebt . . .“
- 4 Die Vermittlung zwischen räumlichem Angebot und individueller bzw. gruppenspezifischer „Nachfrage“ läuft natürlich nicht so einsträngig oder gar kausal, wie in Abbildung 4 suggeriert. Der physische Raum stellt ja gleichsam eine Projektionsfläche individueller und kollektiver Konzepte dar. Das kann reichen von einem rationalen Suchverhalten nach „richtigen Adressen“, zum Beispiel bei Neubürgern, über Bindungen aufgrund der Sozialisationsprozesse seit

der frühen Kindheit (vgl. MAI 1989) bis hin zur symbolischen Integration eher abstrakter Images in das Bewußtsein.

- 5 Interpretieren als „Fremdverstehen“ bedeutet hierbei, den Sinn, den ein Mensch seinem Handeln gibt, mit dem Apparat alltäglicher Interaktion in einer vorinterpretierten Welt annähernd nachzuvollziehen (vgl. HITZLER/HONER 1986). Die Ergebnisse sind nicht am Gütemaß statistischer Korrelationen, sondern an ihrer Plausibilität zu messen. „Die pragmatisch-hermeneutische Argumentation ist auf Plausibilitätsargumente angewiesen, die letztendlich zu einem immer nur vorläufigen Konsens in der jeweiligen Verständigungssituation führen können“ (BIERE 1989, 28).